

NACHTFRAUEN



Roman

Suhrkamp

MAJA HADERLAP

SV

MAJA HADERLAP

NACHTFRAUEN

Roman

Suhrkamp

Die Arbeit am vorliegenden Buch wurde vom
Deutschen Literaturfonds e.V. gefördert.



Erste Auflage 2023

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Anzinger und Rasp, München

Umschlagabbildung: Justina Gvaizdikaitė,

Games to Play, 2001, Acryl und Öl auf Leinwand, 60 × 80 cm

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43133-7

www.suhrkamp.de

NACHTFRAUEN

TEIL I

Mira zögerte, bevor sie den Koffer aus dem Abstellraum holte. Mit der Kaffeetasse in der Hand blickte sie fast trotzig aus dem Fenster in den Innenhof ihrer Wiener Wohnung, um sich etwas Zeit zu gönnen, in der nichts geschah, in der sie nichts entscheiden musste.

Im Schlafzimmer warf sie den Koffer auf das Bett, klappte die Hälften auseinander und begann, die vorbereitete Kleidung in die Gepäckschalen zu schichten. Die Unterwäsche, die Strümpfe und Socken hatte sie in Stoffsäcke gelegt, damit sie nicht ungeordnet herumlagen. Im Laufe der Jahre hatte Mira eine eigene Technik des Packens entwickelt, nach der sie ihre Garderobe in durchdachter Reihenfolge in den Koffer legte. Diesmal musste sie nicht lange überlegen, sie würde nur Bequemes für zu Hause mitnehmen, keine eleganten Schuhe oder schwarzes, modisches Zeug, das Mutter nicht mochte.

Den Laptop hatte sie schon am Vorabend in den Rucksack geschoben, in dem sie auch ein paar Bücher verstaut hatte, die sie für die Erschließung durchsehen wollte. Seit sie einmal vergessen hatte, ihre Medikamente einzupacken, und daraufhin in Paris in Panik geraten war, achtete sie darauf, dass sich ihre Tabletten und Globuli immer griffbereit in den Seitenfächern des Reisegepäcks befanden.

Martin hatte schon vor ihr gefrühstückt und das Geschirr in die Spülmaschine geräumt. Er hatte sie auf die Stirn geküsst, bevor er die Wohnung verließ. Schöne Zeit, hatte er gesagt, fahr vorsichtig. Was soll das, dachte Mira, aber Martin glaubte wohl, etwas Aufmunterndes sagen zu müssen. Mira ärgerte sich darüber, dass sie sich ärgerte.

Die Garagentür hob sich rasselnd, draußen eilten Passanten vorbei, die Sonne schien, immerhin war das Wetter auf ihrer Seite. Sie war froh, nicht bei Regen unterwegs sein zu müssen, und wunderte sich über die Selbstverständlichkeit, mit der sie in der Tiefgarage des Wohnblocks in ein Auto stieg und losfuhr.

Die frühmorgendlichen Staus hatten sich aufgelöst, ohne Verzögerung erreichte sie die Stadtgrenze und fuhr auf die Südautobahn. Auf der rechten Fahrspur drängten sich die Lastwagen. Mira trat aufs Gas, um den massigen Transportern zu entkommen, was ihr nur für Minuten gelang.

Stankos Stimme am Telefon fiel ihr ein, seltsam tonlos. Er schien sich nur mit Mühe zu beherrschen. Mira war darauf gefasst gewesen, dass er ihr alle verschuldeten und nichtverschuldeten Versäumnisse vorwerfen würde, aber offenbar fand er in der Kürze keinen Weg, all das loszuwerden, was sich in ihm aufgestaut hatte. Du wirst dich um Mutter kümmern müssen, hatte er gesagt. Wenn er nur an die Kellertreppe denke, die Mutter hinabstürzen könnte. Ich weiß, sagte Mira. Wann kommst du? In zwei Tagen. Stanko legte auf.

Seit langem fiel Mira das Verreisen schwer. Die Leichtigkeit, mit der sie einmal ihre Koffer gepackt hatte, hatte

sich inzwischen in etwas Umständliches, Lähmendes verwandelt. Vorbei die Zeit, in der sie kurzentschlossen ihre Siebensachen in eine Tasche gestopft hatte, um mit Martin aufs Land, auf die Rax oder in eine europäische Hauptstadt aufzubrechen. In letzter Zeit achtete Mira darauf, ihr Zeug aufgeräumt und geordnet zurückzulassen, für den Fall, dass ihr etwas zustoßen sollte. Sie wusste nicht, woher dieser Impuls kam, und ging der Sache auch nicht nach. Sie räumte, bevor sie wegfuhr, ihren Schreibtisch auf, schlichtete die Arbeitsunterlagen aufeinander und platzierte die Dokumentenmappe mit den Versicherungspolizzen gut sichtbar im Ablagenschrank.

Die regelmäßigen Besuche im heimatlichen Süden strapazierten sie mehr, als sie zugeben wollte. Obwohl sie es seit Jahrzehnten gewohnt war, dorthin zu fahren, brachten sie die Wechsel aus der städtischen in die dörfliche Welt in Bedrängnis. Nach außen hin waren ihre Ausflüge ohnehin nicht als Reisen erkennbar. Es waren gewissermaßen Expeditionen im eigenen Land, Reisen ins Innere ihrer Kindheit, die Mira mehr anstregten als längere Aufenthalte im Ausland oder tagelange Fußmärsche mit schwerem Gepäck. Sie konnte nicht einmal behaupten, in die Fremde zu reisen, wenn sie nach Hause fuhr, das würde ihr niemand glauben.

Sie redete sich ein, mit dem Kofferpacken einen Teil ihrer städtischen Existenz ablegen zu müssen. Niemand hatte das ausdrücklich von ihr verlangt, und doch gab sie einem diffusen Gefühl nach, das es ihr nahelegte. Während sie auf der einen Bettseite Wäsche und Kleidung für zu Hause stapelte, streifte sie auf der anderen einen Teil ihrer Person ab, ihr tägliches Hasten in die Bibliothek,

ihre Gespräche und Diskussionen, ihre Shoppinglaunen und Ausflüchte, die abendliche Müdigkeit, das Gefühl, es trotzdem nicht geschafft zu haben. Die befüllten Gepäckschalen gemahnten sie an den Aufbruch. Bevor Mira die Wohnungstür abschloss, sperrte sie ihre Wiener Existenz in den Kleiderschrank. Das schien ihr vernünftig.

Am Wechsel schob sie eine John-Coltrane-CD in den Player. Das gedämpfte Spiel des Saxophonisten lockerte ihre Anspannung. Sie reagierte willig auf seine Musik, wie auf einen Menschen, der ihr mit eleganter Geste das Reisegepäck aus der Hand nahm, um es für sie zu tragen.

Stankos Anruf hatte sie nicht überrascht. Ingeheim hatte sie auf den Augenblick gewartet, an dem eine Entscheidung getroffen werden musste, denn ihre Mutter Anni wurde von Monat zu Monat gebrechlicher. Zudem hatte ihr Stanko eröffnet, dass ihr Cousin Franz, der das Häuschen geerbt hatte, eigene Pläne damit hatte, man werde für Mutter eine andere Unterkunft suchen müssen. Mira wollte den Moment des Abschieds hinauszögern, solange es ging, auch, um weiterhin mit den alten, etwas abstrusen Erwartungen nach Hause zu fahren. Mit Bedürfnissen, die sich für einen Menschen, dessen Haare ergraut waren, nicht mehr ziemten. Sie bemitleidete sich im Stillen, als wäre sie immer noch eine Heranwachsende, obwohl ihr bewusst war, dass der Moment gekommen war, in dem sie für Mutter mehr Verantwortung würde übernehmen müssen.

Der Verkehr hatte sich beruhigt, Mira fuhr zügig, aber ohne Hast. Die Wälder auf dem Wechsel waren ihr in

all den Jahren, in denen sie über den Pass fuhr, zu einer Wiederholungsschleife geraten, vertraut und eintönig. Manchmal zählte Mira die Brücken und Radarboxen, die sie passierte, oder sie drehte die Musik so laut auf, dass sie glaubte, in einem Strom aus Tönen zu treiben und nicht auf einer Autobahn zu fahren.

Sie hatte sich vorgenommen, zwei Wochen in Jaundorf zu bleiben. Sie wollte Mutter nicht zu einer Entscheidung drängen. Nein, drängen wollte sie Mutter nicht, aber vielleicht ihr den Gedanken an eine Veränderung nahebringen. Wie sollte man einem alten Menschen erklären, dass er in naher Zukunft, genau genommen demnächst, in Bälde, würde ausziehen müssen. Es war, als wollte man ihn ins Sterbezimmer abschieben, auf die letzte Station einer langen Reise.

Das kann ich Mutter nicht antun, dachte Mira. Sie würde noch einmal mit Franz reden, obwohl sie sich ausgerechnet über dieses Thema nie offen mit ihm oder gar mit Stanko unterhalten konnte. Immer drucksten ihr Cousin und ihr Bruder um eine Antwort herum oder fragten, wenn ihnen nichts anderes einfiel, ob sie denn nie daran gedacht hätte, zurück in den Süden zu ziehen, in die Nähe der betagten Mutter. Als wäre ihr Leben in der Stadt eine Existenz auf Abruf, gewissermaßen eine Leihgabe. In den Augen der Verwandtschaft galt Mira als Stadtmensch. Ein Stadtmensch, sagten sie, womit sie meinten, ein Mensch ohne Zugehörigkeit, der vorgab, etwas Besseres zu sein, und in Wirklichkeit kaum mehr als eine Abtrünnige war.

Nach mehr als drei Jahrzehnten in Wien fühlte sich Mira im Gewühl einer Stadt genauso wohl wie auf einem

einsamen Feldweg. Dass sie vom Land kam, verriet nur ihre Angewohnheit, sich selbst als Stadtmensch zu bezeichnen. Kein echter Stadtmensch hatte das Bedürfnis, sich so oft zu verorten, wie Mira glaubte, von Jaundorf abrücken zu müssen.

Hingegen das Dorf ließ nicht von ihr ab. Es klammerte sich regelrecht an sie. Mira hatte zwar gehofft, dass mit der Zeit die Distanz zwischen ihr und dem Dorf größer würde, aber es erwies sich als hartnäckig. Es gab vor, ein Gedächtnis, mehr noch, ein Gewissen zu haben. Es wurde von Miras Mutter Anni verkörpert. Sie war sein lautstarkes Sprachrohr. Das Dorf glaubte sich unentwegt gegen die Städterin behaupten zu müssen. Es begehrte auf gegen die Wichtigtuerei der Weggegangenen. Wir hier, sprach Anni, haben auch was zu sagen, wir sind nicht so sehr auf den Kopf gefallen, wie du glaubst. Wir machen uns auch Gedanken über Gott und die Welt, obwohl wir wissen, dass unser Dorf nicht viel taugt. Was ist denn so schön daran, wegzugehen? Weggehen kann jeder. Das Schwierige ist doch, zu bleiben, auch wenn die Mehrzahl der Bewohner das Weite gesucht hat.

Seit das Dorf in die Jahre gekommen war, glaubte Mira, nachsichtiger mit ihm sein zu müssen. Sie rang sich insgeheim zu einem Kompromiss durch, indem sie sich gestattete, ein etwas geschöntes Bild über die Vorlage zu legen. Dabei gerieten ihr die Hofnamen und Himmelsrichtungen durcheinander, sie sah Gebäude und Ställe, wo in Wahrheit nie welche gestanden hatten. Manche Weiler und Städtchen in der Nachbarschaft versetzte sie in eine andere Gegend. Weit entfernte dagegen beförderte sie in den näheren Umkreis des Dorfes. Zuweilen geschah

es, dass ihr Fantasiedorf über seine Ränder rutschte, sich ungehörig aufbauschte oder in sich zusammenfiel. Bevor ihr alles durcheinandergeriet, telefonierte sie mit Anni und fragte sie ausführlich nach den Dörflern aus. Sie versprach, bald wiederzukommen, demnächst, in den Ferien, sehr bald.

In ihren depressiven Phasen erfand Mira ein Stadt-Land-Pendelspiel, bei dem sie sich, sobald es in der Bibliothek zu Konflikten kam, in ihr imaginäres Dorf zurückziehen konnte. Das half ihr, sich gedanklich so weit von ihrem Arbeitsplatz zu entfernen, dass sie die Streitereien nur am Rande betrafen. Ihr wisst nicht, woher ich komme und welche Erfahrungen ich gemacht habe, redete sie sich ein, als wäre ihr wegen des Aufwachsens in einem Dorf eine tiefere Wahrheit, eine größere Klarsicht zuteilgeworden, was natürlich Unsinn war, aber die Vorstellung, dass es so sein könnte, behagte ihr trotzdem.

Das Dorf beanspruchte seinen Platz. Es bestand darauf, sich zwischen Miras Erinnerungen zu schieben, es wuchs und schrumpfte, es glühte und dunkelte. Es gehörte zu Miras Gesicht und alterte mit ihr. Zuweilen erschien es ihr fern wie ein Himmelskörper und ließ sie doch in den Nächten nicht schlafen.

Mira stemmte sich mit ausgestreckten Armen gegen die Rückenlehne. Der Abschnitt der Südautobahn, über den sie jetzt fuhr, zog sich hin. Wiederholt wurden größere Waldparzellen von kahlen, welligen Äckern unterbrochen, auf denen später Mais oder Raps gedeihen würden. Dem fahlen Sonnenlicht gelang es zwar, die Silhouette der Landschaft hervortreten zu lassen, aber der Feinstaub-

schleier, der über der Autobahn lag, weichte sie wieder auf.

Zeit, die CD zu wechseln, dachte Mira. Wieder zog sie eine Jazzeinspielung aus dem Seitenfach, die sie lange nicht gehört hatte. Sie mochte die elegischen, getragenen Soulmelodien, die sie entspannten und in eine Stimmung der Melancholie versetzten. Selten geschah es, dass eine Textpassage aus einem Roman oder gar ein Gedicht eine derart intensive Empfindung in ihr auslösten, wie es die Musik vermochte, sodass sie Mira als eigentliche Sprache empfand und mehr liebte als alle Wörter zusammen. Manchmal summt sie die Melodien mit unsicherer Stimme mit oder stimmte in einzelne Liedzeilen ein, auch wenn sie ihr zumindest in Teilen unverständlich blieben.

Nina Simone sang Beautiful Land, als wäre das Leben ein Kinderspiel, herausgeputzt mit Schwermut und Vergänglichkeit. Irgendwann klang die Musik aus. Auf dem kleinen Display zeigte sich eine durchbrochene Linie.

Mira war müde geworden und fuhr zu einer Raststätte, um einen Kaffee zu trinken. Der größere Teil der Strecke lag bereits hinter ihr. Im ausladend dekorierten Restaurant nahm sie in einer schwach ausgeleuchteten Ecke Platz. Die Sprachen der Reisenden vermischten sich mit den Schlagern aus den Lautsprechern zu einem klebrigen Klangfluss. Mira blätterte lustlos in der bebilderten Menükarte und bestellte einen Apfelstrudel zum Kaffee. Nach kurzer Rast brach sie wieder auf.

Sobald sie über den Packsattel fuhr, rückte auch das heimatliche Jaundorf näher. Es schälte sich aus Miras Ge-

danken und wirkte zunächst noch lieblich und vertraut. Für Augenblicke kam es ihr vor, als könnte man sein Abbild als Souvenir in der Raststätte verkaufen. Aber mit jedem weiteren Kilometer, den sie hinter sich brachte, traten die Ecken und Kanten des Bauerndorfes schärfer zutage. Sie wuchsen in die Höhe oder breiteten sich aus. Sogar die Erinnerungen an die Ausdünstungen der aufgelassenen Jauchengruben und an den Duft der feuchten, etwas modrigen Holzbretter stellten sich ein. Zu ihrer Verblüffung hatte Mira immer noch eine Andeutung von trockenem Stroh und würzigen Heuaromen in der Nase, obwohl längst die Silageballen mit ihren feuchtsauren Ausdünstungen den Heuduft verdrängt hatten.

Im Süden leuchteten die Karawanken. In der Nacht musste es geregnet haben, denn ihre hellen Spitzen trugen einen grauen Rand. Die markante Bergkette präsentierte sich stets in einem anderen Licht, einmal schroff umrissen, dann wieder sanft und in die Breite gezogen, ein Schattenkonglomerat, das aus der Ebene emporwuchs. Die Berge als Synonym für das Beständige sind in Wirklichkeit wandelbar, dachte Mira, als wäre ihnen ein besonderer Mechanismus eigen, der sie von innen formte.

Der Himmel erschien ihr stets um eine Nuance heller, sobald sie, aus Nordosten kommend, die letzten Tunnel hinter sich gelassen hatte. Das Tageslicht war weicher, mit einer weißlichen und hellblauen Farbbeimengung. Vielleicht liegt es an den Reflexionen des hellen Kalkgesteins, dachte sie und glitt mit dem Blick den Horizont entlang. Im Geist memorierte sie die Namen der Gipfel und Kuppen, eine Angewohnheit, von der sie nicht wusste, ob sie sie selbst entwickelt oder von Martin übernommen hatte.

Bei Völkermarkt verließ sie die Autobahn, um über die Drau Richtung Jaundorf zu fahren, einer Ansammlung von bewaldeten Kuppen entgegen, die die Jauntalebene im Süden abschlossen.

Jaundorf hatte sich in den vergangenen Jahrzehnten kaum vergrößert. Es gehörte fünf Bauern, die ihre Felder und Äcker bewirtschafteten, sowie ein paar Arbeitern und Angestellten, deren Häuser sich zwischen die größeren Anwesen schoben. Wenige Gebäude waren im Lauf der Jahre hinzugekommen, sei es, dass jemand einen Stall erneuert und ausgebaut oder den Holzschuppen aufgestockt hatte, sei es, dass man ein neues Haus für die Jungen errichtet hatte und das alte als Auszugshäuschen für die Eltern oder Großeltern nutzte. Am hässlichsten ragte ein Futtersiloturm in die Höhe, der im Herbst, wenn die Sonne niedrig stand, seinen Schatten über das Dorf warf.

Das Dorf hatte kein Zentrum, obwohl in seiner Mitte eine Linde stand, direkt neben der asphaltierten Straße, die im angemessenen Abstand an den Gebäuden vorbeiführte. In den Erzählungen versammelten sich die Dörfler zu allen möglichen Anlässen unter der Linde, aber Mira konnte sich an keine einzige Zusammenkunft dieser Art erinnern. In den siebziger Jahren, als ihre Familie zugezogen war, waren allenfalls die Alten vor den Häusern gesessen und hatten sich von Zeit zu Zeit etwas zugerufen. Aber auch diese Angewohnheit war in Vergessenheit geraten, seit das Fernsehen den Rhythmus der Abende bestimmte.

Mira fuhr in direkter Linie auf Jaundorf zu, aber die schmale Landstraße bog kurz vor dem Ortsschild noch einmal ab und führte an den Häusern vorbei. Erst am

westlichen Ende des Dorfes konnte man die Richtung ändern und in den Ort einfahren. Sie bog in die schmale Hofeinfahrt und brachte das Auto neben dem Aufgang zur Tenne zum Stehen. Im Zwerchfell verspürte sie einen leichten Schmerz. Nach dem Aussteigen lockerte sie ihren verspannten Nacken und ließ die Autotür zufallen. Die Tür des Häuschens, in dem ihre Mutter lebte, war nur angelehnt. Im Flur roch es unbestimmt nach Kraut und Speck.

Anni lag in der Küche auf dem verschlissenen Diwan und schlief. Sie hatte ihren Kopf auf den Arm gebettet und atmete mit offenem Mund. Als ihr Mira die Hand auf die Schulter legte, öffnete sie die Augen.

Dober dan, sagte Mira und lächelte. Anni wirkte etwas desorientiert.

Ich hab dich erst am Abend erwartet.

Ich bin schon da, sem že prišva, sagte Mira.

Die ersten slowenischen Worte kratzten in ihrem Hals. Mira räusperte sich, denn die Stimme, mit der sie sprach, klang ihr selbst einigermaßen fremd. Sobald sie Slowenisch sprach, erwachte in ihrem Kehlkopf ein tieferer Sprechton, der sie stets von neuem überraschte. Sie unterhielt sich mit Anni gewöhnlich im Dialekt, in einer Sprache, die sie im Nu in eine andere Haltung zwang. Der slowenische Dialekt war das Tor, durch das sie eine abgeschlossene, scheinbar zurückgelassene Welt betrat, die von Menschen bevölkert wurde, von Lebenden und Toten, die etwas von ihr wollten. Etwas, nach dem sich Mira sehnte, das sie zugleich aber auch ablehnte. Es war ein Sprechen, das Vertrautheit bewirken wollte. Man stimmte ein und stimmte zu, man hinterfragte nicht. Der Dialekt glich